

sozialpsychiatrische informationen

Sonderdruck

Sozialpsychiatrie und Realität

Autorin: Doortje Kal
Seiten 46–50

Raum für Andersartigkeit

Das niederländische Konzept *Kwartiermaken* und sein philosophischer Hintergrund*

Zusammenfassung Viele Menschen mit psychiatrischen Problemen befinden sich trotz wichtiger sozialpsychiatrischer Errungenschaften nach wie vor in einer marginalen Position am Rande der Gesellschaft. Von einer geglückten Rückkehr zur Normalität kann meistens nicht gesprochen werden. Der Übergang von der Psychiatrie in die Gesellschaft – bzw. der Übergang vom psychiatrischen Patienten zum »normalen Bürger« – bleibt trotz der Erfolge der Ent-Institutionalisierungsbewegung sehr schwierig. Psychiatrie-erfahrenen Menschen fehlen die passende Sprache und die entsprechenden Rollenmuster, die es ihnen ermöglichen, eine andere Identität als die des Expatienten anzunehmen. *Kwartiermaken* will Menschen dabei unterstützen, die Rollenveränderung vom Patienten zum Bürger zu vollziehen. Um Menschen, die »anders« sind nicht auszuschließen, sondern einzubeziehen, sie nicht wieder wegen ihrer Andersartigkeit in die Patientenrolle zu drängen, müssen gleichzeitig viele Veränderungen in der Gesellschaft stattfinden.

ISSN 0171 - 4538

Verlag: Psychiatrie Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln, Tel. 0221 167989-11, Fax 0221 167989-20
www.psychiatrie-verlag.de, E-Mail: verlag@psychiatrie.de

Erscheinungsweise: Januar, April, Juli, Oktober

Abonnement: Print für Privatkunden jährlich 40,- Euro einschl. Porto, Ausland 40,- Euro zzgl. 15 Euro Versandkostenpauschale. Das Abonnement gilt jeweils für ein Jahr. Es verlängert sich automatisch, wenn es nicht bis zum 30.9. des laufenden Jahres schriftlich gekündigt wird. **Bestellungen nimmt der Verlag entgegen.**

Redaktionsanschrift: beta89, Günther-Wagner-Allee 13, 30177 Hannover

Redaktionssekretariat: Peter Weber
Tel. 0511 1238282, Fax 0511 1238299
E-Mail: si@psychiatrie.de

Redaktion:
Peter Brieger, Kempten
Michael Eink, Hannover
Hermann Elgeti, Hannover
Helmut Haselbeck, Bremen
Silvia Krumm, Ulm
Gunther Kruse, Langenhagen
Sibylle Prins, Bielefeld

Kathrin Reichel, Berlin
Renate Schernus, Bielefeld
Ulla Schmalz, Düsseldorf
Ralf Seidel, Mönchengladbach
Annette Theißing, Hannover
Samuel Thoma, Berlin
Peter Weber, Hannover
Dyrk Zedlick, Glauchau

Raum für Andersartigkeit

Das niederländische Konzept *Kwartiermaken* und sein philosophischer Hintergrund*

Autorin: Doortje Kal



Zusammenfassung Viele Menschen mit psychiatrischen Problemen befinden sich trotz wichtiger sozialpsychiatrischer Errungenschaften nach wie vor in einer marginalen Position am Rande der Gesellschaft. Von einer geglückten Rückkehr zur Normalität kann meistens nicht gesprochen werden. Der Übergang von der Psychiatrie in die Gesellschaft – bzw. der Übergang vom psychiatrischen Patienten zum »normalen Bürger« – bleibt trotz der Erfolge der Ent-Institutionalisierungsbewegung sehr schwierig. Psychiatrie-erfahrenen Menschen fehlen die passende Sprache und die entsprechenden Rollenmuster, die es ihnen ermöglichen, eine andere Identität als die des Expatienten anzunehmen. *Kwartiermaken* will Menschen dabei unterstützen, die Rollenveränderung vom Patienten zum Bürger zu vollziehen. Um Menschen, die »anders« sind nicht auszuschließen, sondern einzubeziehen, sie nicht wieder wegen ihrer Andersartigkeit in die Patientenrolle zu drängen, müssen gleichzeitig viele Veränderungen in der Gesellschaft stattfinden.

***Kwartiermaken* – arbeiten an Gastfreundschaft**

Kwartiermaken bedeutet arbeiten an einer Gastfreundschaft, in der es Raum gibt für die Andersartigkeit des Gastes. Das heißt, der Gastgeber muss lernen zu verstehen, dass der Status quo aufgebrochen werden muss, weil er zur Ausgrenzung führt. *Kwartiermaken* nimmt die Rolle der Gesellschaft in den Blick, wenn es um den Versuch von Menschen mit psychischen Problemen oder Behinderungen geht, ihr Leben wieder aufzunehmen.

Kwartiermaken beinhaltet also die Förderung eines gesellschaftlichen Klimas, in dem (mehr) Möglichkeiten für Psychiatrie-Erfahrene und viele andere, die mit denselben Mechanismen der Ausgrenzung kämpfen, entstehen. Der *Kwartiermaker/Wegbereiter* ist hierbei derjenige, der alles ankurbelt, der Katalysator, der Motivierende, der Inspirierende, der Vermittler oder Makler, der Netzwerkentwickler und der Kampagnenleiter. *Kwartiermaker* setzen *Inklusion, Gastfreundschaft*, bzw. eine *Willkommenskultur* deutlich sichtbar auf die Tagesordnung, überall dort, wo sie das im Auftrag der Zielgruppe für notwendig halten. Wenn man nicht wirklich Raum schafft für das Abweichende, ist »Mitglied der Gesellschaft« zu werden ein zweifelhaftes Ver-

gnügen. Zum Konzept von *Kwartiermaken* gehört, dass neben Genesungsbegleitern mit eigener Psychiatrie-Erfahrung (z. B. geschult über die EX-IN-Ausbildung), neben Professionellen inner- und außerhalb der Psychiatrie, neben Mitarbeitern von Behörden und Ämtern es insbesondere die ehrenamtlichen Mitarbeiter, einschließlich der Angehörigen sind, die bei der Entwicklung der »inkluisiven Perspektive« eine wichtige Rolle spielen.

Die zentrale Botschaft von *Kwartiermaken* ist, dass Partizipation im Sozialraum erst dann eine Chance hat, wenn innerhalb der Gesellschaft tatsächlich Raum (eine Willkommenskultur) für Menschen mit Behinderungen oder Einschränkungen geschaffen wird. Um das zu erreichen, müssen die Interessen der Betroffenen stets aufs Neue hinterfragt, artikuliert und beherzigt werden.

Philosophische Grundannahmen

Der Begriff Widerstreit bei Lyotard

Hinter dem Konzept von *Kwartiermaken* stehen einige philosophische Grundannahmen. Wichtig ist u. a. der Begriff »Widerstreit« des französischen Philosophen Lyotard. Lyotard bezeichnet die Tatsache, dass ein empfundenes Leiden, bzw. ein Unrecht

nicht ausgedrückt werden kann, als »Widerstreit«. Dadurch entstehe ein Dissens mit der sozialen Umgebung, der keine Erklärung findet. Lyotard ruft in seinem Werk dazu auf, den Widerstreit aufzuspüren, ihn in Worte zu fassen und dagegen zu plädieren. Widerstreit hat bei Lyotard die Sonderbedeutung von »Streit über den Streit«. Dieser Streit über den Streit entsteht, wenn der andere den Streit nicht als solchen erfährt. Die Erfahrung wird demzufolge nicht ausdrückbar.

Für das Projekt *Kwartiermaken* ist das ein sehr wichtiger Ausgangspunkt. Es geht um eine Erfahrung, die von der betroffenen Person nicht in allgemein verständlichen und anerkannten Begriffen besprochen werden kann. Dies versetzt sie in eine Position der Sprachlosigkeit und damit der Isolierung. Es ist Lyotards Ziel, an einer Optimierung der Bedingungen zu arbeiten, um das bisher Sprachlose doch verständlich zu machen (Bronns 1997). Der Kern des Widerstreits besteht laut Lyotard aus dem Leiden an dem Unrecht, dass die eigene Lage (Erfahrungen, Erlebnisse, Empfindungen, Erinnerungen) in einer Situation, in der diese Lage gerade zur Diskussion steht, nicht zum Ausdruck gebracht werden kann. (...) Für die eine Partei braucht gar nicht von einem Konflikt die Rede zu sein, denn aus der Sicht dieser Partei gibt es nichts, was zur Diskussion stehen

könnte. Die andere Partei jedoch leidet an dieser Darstellung dessen, was für sie (nicht) der Fall ist. Die eine Partei hat sich eine Welt erschaffen, in der nicht die Rede von einem Unrecht sein kann, an dem die andere Partei in dieser Welt leiden könnte. Die andere Partei leidet, ohne dass sie imstande ist, dieses Leiden als ungerechtes Leiden, dem abgeholfen werden müsste, zu bezeichnen.

Verbundenheit mit dem Sprachlosen bürdet uns, so Lyotard, ein Problem auf. Mitarbeiter von *Kwartiermaken* befinden sich in der schwierigen Situation, immer wieder ›erhärten‹ zu müssen, was sich nicht erhärten lässt, das nicht Ausdrückbare hörbar und das Unnennbare nennbar zu machen. In jeder gelungenen Andeutung wird auch wieder etwas ausgeschlossen. Lyotards Begriff des Widerstreits macht also nicht nur auf die Sprachlosigkeit, sondern auch auf die Zerbrechlichkeit des Einsatzes für das Sprachlose und Unbestimmte aufmerksam. Auch diese zweite Schicht von Widerstreit ist für *Kwartiermaken* von Bedeutung. Eine solche Fürsprache impliziert zwar Kritik an der Normalität, aber ohne dass sofort deutlich ist, was sich verändern muss. Das setzt der Kritik zu; diese Zerbrechlichkeit müssen wir jedoch akzeptieren und als eine Form von Solidarität aushalten; »als eine Verpflichtung dem Unbestimmten, dem Sprachlosen, dem Unartikulierten gegenüber, als dasjenige, dem der Weg zur Öffentlichkeit abgeschnitten ist«. Ziel ist, Sensibilität für Widerstreit zu fördern, um der Ungerechtigkeit entgegenzuwirken, die Gewalt, die mit einer Diskursart ausgeübt wird, ans Licht zu bringen.

Gastfreundschaft bei Derrida

Wie dieser Widerstreit in der Praxis, insbesondere der psychiatrischen Praxis, zu denken und umzusetzen ist, lässt sich mithilfe von Derrida besser verstehen.

Derrida verbindet den Zugang zu Alterität, beziehungsweise den Zugang zu einer Gastfreundschaft, die sich für den fremd Erscheinenden öffnet, mit der Idee einer *chora*, eines Raumes, der für ihn die Möglichkeit einer uneingeschränkten Zugänglichkeit repräsentiert (Victor Kal 2004). Die Sensibilität Derridas für diese Problematik spricht aus seinem Aufruf, nicht über *das Problem* des Fremdlings zu sprechen, sondern über *die Frage* des Fremdlings. Als er 1995 vor dem Internationalen Parlament der Schriftsteller sprach, behauptete Der-

rida, dass Gastfreundschaft und Ethik für das Gleiche stehen. Ethik, ›ethos‹, bedeutet wörtlich Aufenthaltsort oder ein Zuhause und ein Zuhause ist dort, wo Gastfreundschaft herrscht. In »Kosmopoliten, aller Länder, steht auf!« (der Titel der Rede) ist er auf der Suche danach, wie Fremden eine solide, dauerhafte Struktur geboten werden kann. Eines der ernstesten Probleme, sagt Derrida, ist, dass der Fremde die Sprache unbeholfen spricht, wobei er demzufolge stets Gefahr läuft, sich nicht in der Terminologie des Rechts in dem Land, das ihn umgibt und ihn möglicherweise abschiebt, verteidigen zu können. Der Fremde muss um Asyl, beziehungsweise um Gastfreundschaft in einer Sprache bitten, die nicht die seine ist. Hier berühren sich die Themen Gastfreundschaft und Sprachlosigkeit. Dürfen wir von dem Fremden verlangen, dass er unsere Sprache spricht, bevor wir ihn willkommen heißen können? Und wenn man sich vorstellt, dass er unsere Sprache und alles, was dazugehört, mit uns teilt, ist der Fremde dann noch ein Fremder? Kann man in diesem Fall noch von Asyl und Gastfreundschaft sprechen? Derrida umschreibt wie folgt ein Programm, bei dem die moralischen Implikationen des Anbietens von Gastfreundschaft gesehen werden und mit dem er die Gesellschaft zur Verantwortung aufruft. Mit anderen Worten: Er schlägt vor, etwas dafür zu unternehmen, dass Gastfreundschaft realisiert werden kann.

Chora – Ort der Begegnung

Chora, der griechische Marktplatz – Ort der Begegnung – ist in der Philosophie eine Metapher für den Raum, an dem Vermittlung und Grenzüberschreitung zwischen mir und dem anderen stattfinden kann, ohne dass ich mich in dem anderen zu verlieren brauche, und ohne dass der andere sich an meine Identität zu assimilieren braucht. Es geht um einen Raum, in dem der Gegensatz zwischen Verrücktsein und Normalität relativiert werden kann, wo er überbrückbar ist, ohne dass die Spannung verschwindet. Wenn wir der Idee der *Chora* Form geben würden, wäre es möglich, die Spannung auszuhalten und mit ihr umzugehen. Kristeva beschreibt *Chora* poetisch als liebevolle Offenheit »wo man Raum hat, außergewöhnlich zu sein« (Van den Haak 1999, S. 57). *Chora* kann man als den Ort ansehen, wo sich das Unnennbare oder das Nicht-Ausdrückbare verborgen hält und sich verborgen halten kann, ohne jedoch ausgeschlossen zu werden, ein Raum, der zur gleichen Zeit Umsteigeplatz ist, eine

Passage, ein Ort der Begegnung (Van den Haak 1999). Die Metapher der *Chora* kann also helfen, das Thema der Gastfreundschaft in seiner ganzen Reichweite zu begreifen.

Von der Philosophie zur Praxis

Paten (oder Mentoren) vor Ort

Die Frage, die *Kwartiermaker* stellen, ist: Wie können wir daran arbeiten, außerhalb der professionellen Betreuung solche Orte, Umsteigeplätze oder *Nischen* zu schaffen? Es handelt sich um ein einfaches Konzept. An dem Ort der Aktivität, an der jemand teilnehmen will, wird ein *Pate* gesucht: in einem Sport- oder Skatclub, bei einem Computerkurs oder als Freiwilliger Mitarbeiter in einem ›Streichelzoo‹. Die Aufgabe dieses Paten ist es, den Weg zu ebnen, das Eis zu brechen, für Fragen zur Verfügung zu stehen und dafür zu sorgen, dass jemand sich zu Hause fühlen kann.

Ein Pate kann im Hintergrund bleiben und unbemerkt seine Arbeit tun. Manchmal ist es allerdings auch nötig, offen zu agieren. Pate sein darf nicht bedeuten, jemanden zu bevormunden. Es geht darum, den Einschränkungen einer Person Rechnung zu tragen. Ist die Umgebung bereits sicher und sorgsam, ist so ein Pate vielleicht gar nicht nötig. Eine Fachkraft oder der Koordinator einer Aktivität wird in den meisten Fällen den besten Blick hierfür haben.

Information und Kontakt

Eine Strategie, die bei der die Arbeit für mehr Beteiligung sehr effektiv ist, besteht in der *Kombination* von Information und Kontakt mit psychiatrie-erfahrenen Menschen, die speziell hierfür ausgebildet wurden. Sie erzählen einem Publikum etwas über ihre Erkrankung und darüber, wie es ist, mit ihr zu leben. Sie erzählen auch über ihr Verlangen nach einem normalen, gesellschaftlich anerkannten Dasein.

Diese Strategie ist aus mehreren Gründen effektiv: Die vermittelten Informationen wirken überzeugender und machen mehr Eindruck, als wenn sie von professionellen Mitarbeitern gegeben werden. Zweitens lernt das Publikum den Menschen mit Psychiatrie-Erfahrung, der die Informationen vermittelt, als jemanden mit Gesicht, Stimme und einer Persönlichkeit kennen. Das Stigma verflüchtigt sich und die Anteilnah-

me nimmt zu. Drittens hat dies eine ermutigende Wirkung, insbesondere auch wegen des Vorbilds der öffentlich auftretenden Psychiatrie-Erfahrenen. Mancherorts werden Letztere dafür übrigens auch bezahlt.

Diese Strategie wird in den Niederlanden zurzeit im großen Maßstab eingesetzt: an Hochschulen, in Nachbarschaftszentren, Kirchen und Moscheen, bei Sozialämtern, Gemeindebeamten etc. Manchmal auch mit speziellen medialen Mitteln, unter anderem z. B. mit Photovoice.

Freundschaftsdienste – Fürsorglichkeit in der Gesellschaft – ethische Fragen

Für *Kwartiermaken* ist auch ein Freundschaftsdienst hilfreich. Ein Freundschaftsdienst ist eine Art ›Buddy-Projekt‹ (engl. buddy = Kamerad, Kumpel) für Psychiatrie-Erfahrenen. Klienten und ehrenamtliche Mitarbeiter (Buddys) bilden feste Paare. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter besuchen die Klienten regelmäßig, um zusammen die Hürden in der Außenwelt abzubauen. Die wichtigste Voraussetzung für die ehrenamtlichen Mitarbeiter sind Affinität zur Zielgruppe und gemeinsame Interessen. Freundschaftsdienste ermöglichen Begegnung und sind von daher integrierend. Der Freundschaftsdienst verstärkt die Verbundenheit mit der Zielgruppe, nicht nur hinsichtlich der ehrenamtlichen Mitarbeiter, sondern auch hinsichtlich der Institutionen und Instanzen, die man besucht, oder auch hinsichtlich der Öffentlichkeit im Allgemeinen.

Menschen entwickeln dadurch Selbstwertgefühl, dass es andere Menschen gibt, die sie anerkennen und sie in ihrer Individualität bestätigen, die auf ihre Anwesenheit in der Welt Wert legen und sich konkret bemühen, ihre Stärken zur Geltung kommen zu lassen (vgl. Sevenhuijsen 2000). Es geht darum, den Weg für unterstützende Haltungen zu ebnet, insbesondere bei den Bürgern, die Menschen nicht aufgrund ihres Berufes betreuen. Hier findet eine Neubewertung des Anbietens von Hilfe, bzw. Beistand statt. Wenn Beistand in das Konzept des Bürgerseins integriert ist, stehen Beistand und Autonomie einander nicht länger gegenüber. Angemessener Beistand fördert dann die Selbstachtung des um Beistand Ersuchenden und des Beistand Gebenden. Diese Sicht auf Beistand, bzw. Betreuung durchbricht ein verengtes Modell des Bürgerseins, bei dem nur Autonomie, Fähigkeit zur Selbstsorge und Arbeitsethos zählen.

Stärken und Talente

Kwartiermaken und zahllose andere Projekte zeigen, wie viele, oftmals versteckte, Stärken und verborgene Talente bei den Menschen, die am normalen gesellschaftlichen Umgang nicht teilnehmen, vorhanden sind. In den letzten Jahren kämpfen sich Psychiatrie-Erfahrene mehr und mehr in die Gesellschaft zurück. Das muss unbedingt durch Politiker und Schlüsselfiguren im Sozialraum gesehen und aufgegriffen werden. Denn hier handelt es sich um diejenigen, die aus eigener Erfahrung wissen, was »Mitmachen und Dazugehören« bedeuten. Ihr Engagement muss unterstützt werden. Sie können am besten auch andere psychisch erkrankte Menschen verstehen und ermutigen. Übrigens muss hier mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass die psychiatrischen Institutionen selbst die Ersten sind, die lernen müssen, die Talente und das Verlangen, »Teil der Welt zu werden«, bei ihren Klienten zu erkennen. Sieht man nicht, wie sehr die Möglichkeit zur gesellschaftlichen Partizipation in gastfreundlichen Umgebungen die Kraft zur Genesung fördert, so wird man den Psychiatrie-Erfahrenen nicht gerecht, sondern schließt sie dadurch, dass man sie einschließt, aus.

Wenn wir an Partizipation im Sozialraum arbeiten, so ist *dies das Erste, was deutlich sein muss: Die Qualen und Probleme, Stolperschwellen und Unzugänglichkeiten sind für die verletzlichen Zielgruppen oft nur schwer in die Terminologie der Institutionen zu fassen, mit denen man zu tun hat. Die hartnäckigsten Hindernisse sind manchmal die, die am wenigsten sichtbar sind.* (Dazu siehe auch: Kwartiermakersfestivals, Kal 2010.)

Diskussion der aktuellen partizipativen Entwicklungen in den Niederlanden – Kritische Sichtweisen auf Partizipationsbewegungen

Von oben gesteuerte, kostensparende politische Strategie?

Die Soziologen Tonkens und Duyvendak (und viele weitere) äußern sich vor allem zynisch über die neuen, partizipativen Entwicklungen in den Bereichen Betreuung, Pflege und Gesundheit. Sie sind der Meinung, dass die Partizipationsgesellschaft von oben auferlegt wird, und dass die Anforderung an pflege- bzw. betreuungsbedürftige Bürger, nicht gleich nach dem Staat zu rufen, sondern erst einmal selbst aus

eigener Kraft heraus Lösungen zu finden, eventuell zusammen mit der Familie und dem Netzwerk, kritisch zu sehen sei. Dies führe – so schreiben sie – zu einer Überforderung der freiwilligen Betreuer von Menschen, die auf Betreuung angewiesen sind.

Hierzu ist zu sagen: Diese Gefahr mag es geben, aber übersehen Tonkens und Duyvendak und ähnliche Kritiker nicht, dass nicht nur der Staat hier etwas fordert, sondern dass auch alle Betroffenen der *herstelbeweging* (Recovery-, EX-IN-Bewegung) selbst eine Chance bekommen wollen, partizipieren zu können. Und übersehen sie nicht auch, dass im Grunde gesellschaftliche Probleme immer mehr zu ›Problemen der unterschiedlichen sozialen Dienste‹ gemacht werden? Dass von einer zunehmenden strukturellen Medikalisierung von Verhaltensweisen gesprochen werden muss? Das Budget des GGz, des niederländischen Psychiatrischen Pflegedienstes, wurde in acht Jahren auf 5,5 Milliarden Euro verdoppelt. Duyvendak und Tonkens kritisieren die Bewegung bürgerschaftlicher Initiativen vor allem als eine von oben auferlegte, und sie sind gleichzeitig geneigt, die Einbeziehung psychisch erkrankter und behinderter Menschen in die Gesellschaft einzig als eine kostensparende politische Strategie der Regierungen zu sehen. Dadurch scheinen sie jedoch zwei wichtige Bewegungen aus dem Auge zu verlieren. Die ›eigenkrachtbeweging‹ (Bewegung aus eigener Kraft, Selbsthilfebewegung) ist eine von unten, von den Betroffenen her. Sie ist eng mit der Bewegung verwandt, die sich für eine partizipative Gesellschaft einsetzt. Bewohner von Einrichtungen wollten nicht mehr auf den Status eines psychiatrischen Patienten reduziert werden. Sie verlangten nach einer gesellschaftlichen Teilhabe, so wie andere Bürger auch. Sie wollten mit ihren Talenten, ihrem Wunsch nach Teilhabe bei Erhaltung ihrer Eigenheit wahrgenommen werden. Die Politik hat sich über die Ansage ›aus eigener Kraft‹ wohl zu enthusiastisch gefreut, doch deshalb sollte man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Die ›eigene Kraft‹ muss genauso anerkannt werden, wie die verletzte Position, in der sich die Betroffenen befinden. Es geht darum, das Mitmachen und Dazugehören zu ermöglichen. Es geht um Anpassungen der Umgebung, die Raum geben, aus eigener Kraft zu schöpfen.

Ist Verletzbarkeit zum Tabu geworden?

Professor Andries Baart (2013) kritisiert, dass in der heutigen Debatte wenig darüber gesprochen wird, dass viele Menschen, die staatliche Fürsorge beziehungsweise Pflege- und Sozialversicherungen (Wet maatschappelijke ondersteuning) für sich in Anspruch nehmen, eher zu den verletzbaren Personen gehören als zu denjenigen, die sich aus eigener Kraft helfen können. Die Verletzbarkeit scheint in der heutigen Politik ein Tabu zu sein. Es scheint, dass der einerseits unterstützenswerte (und jahrelang vernachlässigte) Nachdruck auf die eigenen Möglichkeiten und Talente der Menschen und der Blick auf die sie behindernden Umstände etwas anderes aus dem Blick verliert: eben die nicht zu verleugnende Verletzbarkeit der Betroffenen selbst. Das ist ein großes Dilemma. Selbstbewusste Klienten beklagen sich heftig über den Mangel an gesellschaftlicher Orientierung bei den zuständigen Pflege- und Betreuungsdiensten, über den Mangel an Vertrauen in ihre individuellen Heilungsprozesse und über den Mangel an Vertrauen in die heilende Kraft der gesellschaftlichen Teilhabe, d.h. über die Heilungsmöglichkeiten, die außerhalb der Welt der Dienste und Institutionen liegen.

Aber, so äußert sich Baart, das alles darf die auch vorhandene Verletzbarkeit nicht zu einem *Unwert* degradieren. Die Verletzbarkeit und das Anderssein sind miteinander verbunden. Es ist wichtig zu verstehen, dass die Verletzbarkeit zu hohen Teilen nicht vom Anderssein verursacht wird, sondern durch die Erbarmungslosigkeit der Welt. Verletzbarkeit, wie auch das Anderssein, *hängen mit den umgebenden Verhältnissen zusammen*. Wenn sich die Umgebung anpasst, sich auf eine Person einstellt, verschwindet die Beschränkung oder spielt zumindest eine geringere Rolle. Wer verletzbar sein *darf*, ist weniger verletzbar.

Bürgerinitiativen und Selbsthilfeaktivitäten werden in den Niederlanden also auch immer wieder mit kritischen Fragen konfrontiert. Hier noch einmal einige der häufigsten Fragen:

- Ist die Tatsache, dass die Politik für Bürgerinitiativen plädiert, nicht bedenklich? Schlummert dahinter nicht eigentlich ein hübsch verpacktes Paket voller Sparmaßnahmen?
- Verdrängen soziale Eigeninitiativen und engagierte Freiwillige, die die Arbeit für nichts erledigen dürfen, nicht die fachlich arbeitenden Professionellen?

- Wird überhaupt gesehen, wie sehr ehrenamtliche Mitarbeiter heute schon überfordert sind?
- Sind die Ansprüche an Bürgerinitiativen nicht völlig überspannt?
- Ist es nicht besser, starre Strukturen menschlicher zu machen und übermäßige Bürokratie abzubauen?

Weg vom Entweder-oder-Denken

Die Autoren Van der Lans und Hilhorst antworten darauf folgendermaßen: Wir müssen uns nicht von einem Entweder-oder-Denken in Geiselnahme nehmen lassen! Van der Lans und Hilhorst bekennen sich zu einer *Dynamisierung* des Versorgungsstaates und wollen sich nicht der Illusion hingeben, dass dabei Professionelle überflüssig werden. Es geht nicht darum, das eine durch das andere zu ersetzen, sondern um Aufgaben, die sich ergänzen. Keineswegs dürften Sparmaßnahmen zur wichtigsten Motivation werden. Zu kritisieren seien jedoch institutionelle Egoismen, Zerreden von Problemen, bürokratische Hürdenläufe und pervertierte Finanzierungssysteme.

Bei den sozialen Eigeninitiativen geht es um *geteilte* Verantwortung. Es geht nicht darum, dass Professionelle sich zurückziehen, sondern, dass sie sensibler werden. Für Menschen, für die das tägliche Leben eine Art Überlebenskampf ist, sind solche Mitarbeiter eine entscheidende Hilfe – sind sie doch häufig die letzten Kontaktpersonen. Dabei ist es wichtig, sowohl das Verhältnis zwischen Bürgern (und ihren Netzwerken) und Institutionen zu fördern als auch die bürgerschaftlichen Netzwerke selbst zu stärken, bzw. ihren Aufbau zu unterstützen, statt sie zu negieren. Genau dies ist der Ansatz von sozialen Teams in der Nachbarschaft (*sociale wijkteams*) – zu denen erfahrene Experten und Quartiermacher zählen.

Wurden die klassischen Heterotopien überwunden?

Michel Foucault kritisierte die klassischen Heterotopien: Gefängnisse, psychiatrische Einrichtungen und Heime für Menschen mit geistigen Behinderungen: die totalen Institutionen, so wie wir sie auch von Goffman kennen. Diese klassischen Heterotopien (wörtlich: »andere Orte«, die Orte an denen »die anderen« sich aufhalten) sind aus seiner Sicht Symptome einer Gesellschaft, die andersartiges Verhalten ausschließen will.

Bereits seit einigen Jahrzehnten ist ein Prozess der De-Institutionalisierung im Gange. Orte der Ausschließung werden mehr oder weniger erfolgreich aufgelöst. Aber ... sind auch Heterotopien im positiven Sinne des Wortes entstanden? Viel Zeit in der Schule, auf der Arbeit oder auch in der Freizeit wird noch immer getrennt voneinander verbracht. Viele ehemalige Patienten haben noch immer kaum die Chance bekommen, »vom Patienten zum Bürger« zu werden.

Ein räumlicher Umzug hat sich als nicht ausreichende Voraussetzung für Partizipation in und durch die Gemeinschaft und für das Haben von sozialen Kontakten erwiesen. Der diskriminierende Kontext ist zu wenig verändert worden und die strukturellen Prozesse der Ausgrenzung sind unbehelligt geblieben.

Diese oft verdeckten, aber weitverbreiteten gesellschaftlichen Prozesse der Ausgrenzung zu ignorieren, hat zur Folge, dass Menschen mit einer Behinderung in die Schablone des modernen, selbstbewussten und selbstsicheren Bürgers gepresst werden. Das Anderssein wird negiert, geleugnet oder als »einfach nur« eine andere Variante der menschlichen Art neu interpretiert. So wird die tief verwurzelte Abneigung gegen andersartiges Verhalten maskiert. Sind wir uns eigentlich des inhärent normativen Charakters des alltäglichen, des sogenannten »Normalen« bewusst? Die disziplinierende Macht, die sich in den Institutionen (in den klassischen Heterotopien) manifestiert hat, ist nicht verschwunden.

Eine neue heterotopische Perspektive

Hermann Meininger (2013), von dem ich diesen letzten Abschnitt ableite, behauptet, dass die disziplinierenden Monokulturen noch vollständig bestehen. Die Prozesse der Ausgrenzung hätten viel tiefere Wurzeln. Das Ignorieren dieser tief verwurzelten Ausgrenzung ginge Hand in Hand mit einem Mangel an Bewusstsein dafür, dass mit kreativer Fantasie die Schaffung eines anderen heterotopischen Raumes möglich sei, eines Raumes, der nicht an den gebauten Raum gebunden ist, eines Raumes, der aus den Beziehungen zwischen den Menschen, die *am Rande* der Gesellschaft leben und denen, die *in ihrem Zentrum* leben, entsteht. Die neue Heterotopie ist ein *relationaler* Raum, ein Raum der Begegnungen, ein Raum, in dem Menschen, die einander fremd sind, einander begegnen und lernen, miteinander zu kommunizieren.

Ein Raum, in dem man auf Grund der Begegnung nicht bleibt, wer man war.

Die neuen Heterotopien eröffnen Raum für Begegnung, bei der – in persönlichen Beziehungen – den Unterschieden, Vorurteilen und Widerständen, die durch die wechselseitige Fremdheit hervorgerufen werden, die Stirn geboten wird. Dieser Raum für Begegnung geht nicht automatisch gebückt unter dem Joch der Normalität.

Die Frage ist, wie die Gespräche, die aus diesem neuen Raum der Begegnung herausgeführt werden, zu einer transformierenden Kraft wachsen können und wie sie das homotopische Denken innerhalb der Gesellschaft zurückdrängen können.

Anmerkung

* Leicht umgearbeitete Fassung eines Vortrags, den Doortje Kal als Hauptrednerin am 2.11.15 in Kassel bei der Auftaktveranstaltung des von der Aktion Mensch geförderten Projekts »Willkom-

menskultur in Wohnquartier und Zivilgesellschaft« der Diakonie Deutschland gehalten hat.

Literatur

- ANDRIES BAART EN CRISTA CARBO (2013) *De zorgval*, Thoeris
- RICHARD BRONS (1997) *Lyotard: tussen openbaarheid en sprakeloosheid*, Eigenverlag
- JACQUES DERRIDA (2001) *Von der Gastfreundschaft*, Wien: Passagen-Verlag
- NEL VAN DEN HAAK (1999) *Metafoor en filosofie. Studie naar de metaforische werking in de filosofie aan de hand van Julia Kristeva en Paul Ricoeur*, Damon
- DOORTJE KAL (2006) *Gastfreundschaft. Das niederländische Konzept Kwartiermaken*, Paranus
- DOORTJE KAL (2010) *Kwartiermakersfestivals – über die Sehnsucht nach Sichtbarkeit*, in: Holger Wittig-Koppe, Fritz Bremer, Hartwig Hansen (Hg.) *Teilhabe in Zeiten verschärfter Ausgrenzung? Kritische Beiträge zur Inklusionsdebatte*, Paranus
- VICTOR KAL (2004) *Jacques Derrida and Messianity*, in Marcel Sarot und Wessel Stoker (Hg.), *Religion and the good life*, Van Gorcum

JOS VAN DER LANS EN PIETER HILHORST (2013) *Sociaal doe-het-zelven. De idealen en de politieke praktijk*, Atlas Contact

JEAN-FRANCOIS LYOTARD (1989) *Der Widerstreit*, Wilhelm Fink Verlag

HERMAN P. MEININGER (2013) *Andere plaatsen. Over de ontmoeting tussen mensen met en zonder (verstandelijke) beperking*, in: Doortje Kal, Rutger Post & Jean Pierre Wilken (red.) *Verder met kwartiermaken. Naar de verwelcoming van verschil*

SELMA SEVENHUIJSEN (2000) *De plaats van zorg. Over de relevantie van zorgethiek voor sociaal beleid*, Antrittsvorlesung Universiteit Utrecht

EVELIEN TONKENS EN JAN-WILLEM DUYVENDAK (2013) *Wie wil zich nu laten wassen door de buurman*, in: *Sociale Vraagstukken*

Die Autorin

Dr. Doortje Kal

Leiterin des Nationalen Stützpunktes Kwartiermaken; bis vor Kurzem ›Lectorin (entspricht: Professorin) Kwartiermaken‹ an der Hochschule Utrecht
d.kal@kwartiermaken.nl